

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 160. Bromberg, den 25. August 1926.

Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

(30. Fortsetzung.)

Joachim hatte selten in seinem Leben gelächelt. Als aber der Ritter fragte, ob er den Mann wecken sollte, verzog sich sein Mund, da er den Kopf schüttelte: „Er schläft so süß! Was ich ihm sagen und bieten könnte, wäre doch nicht besser als seine Träume."

„Aber sein Pferd ihm fangen, daß er es hat, wenn er aufwacht, wäre doch Christenpflicht", meinte der andere.

Das Pferd kam von selbst, als würde ihm die Zeit lang, ob sein Herr noch nicht aufwachte.

Lächelnd ritten sie fort. Der Kurfürst wies auf einen Mann, der mit einem leeren Wagen des Weges kam. Dem wollten sie die Sorge für den Schlafenden anempfehlen.

„Fort, Katze!" sprach Herr Gottfried, als das Pferd ihn anschnupperte, und gab ihm einen sanften Schlag mit der Hand. Ob das Roß wohl auch sah, daß Herr Gottfried lachte?

Wie rauschte es in den Bäumen über ihm, wie knisterten die Kiefernadeln unter ihm, wie dufteten ihm die Heidelbeersträucher, die für keinen Wachenden einen Duft geben; wie schlürften seine ausgestreckten Glieder die Sonnenstrahlen, die immer wärmer wurden. Er sah durch die geschlossenen Augen die Ameisen, die auf seinen Beinen vergebens mit Schaufeln und Rüsseln durch die Elenshaut zu dringen versuchten. Herr Gottfried träumte einen süßen Traum; ich will ihn nicht verraten.

Als er die Augen aufschlug, saß neben ihm einer, der sich's auch behaglich gemacht.

„Kaspar, was machst du da?" fragte er.

„Ich esse."

Das war kein Traum mehr. Kaspar schnitt sich mit seinem Zulegemesser Scheiben vom Rettich, vom Käse und vom Brot. Aber neben ihm lag ein aufgemachter Kober mit Würsten.

„Kaspar! Du hast ja auch Wurst da."

„Ja, Herr."

„Kaspar, ist's Essenszeit?"

„Je nachdem, Herr. Wen hungert, der ißt, wen schläfert, der schläft."

Das war die Frage. Herr Gottfried hätte wohl gern noch geschlafen, aber da stand doch die Sonne vor ihm und sah ihn so groß an wie seine Frau, wenn sie im Recht war und er im Unrecht, und das Pferd scharrte mit den Füßen und wieherte, und die Würste dufteten ganz anders als vorhin die Heidekräuter.

„Kaspar, wie lange habe ich geschlafen?"

„Das weiß ich nicht, Herr."

Der Herr rieb sich die Augen und schob sich unvermerkt dem Kober mit den Würsten näher.

„Wo kommst du denn her, Kaspar?"

„Die Frau schickt mich. Sollte Euch die Würste bringen. In Berlin wart Ihr nicht mehr. Ist hier auch 'ne schöne Gegend."

„Da hast du recht", sagte Herr Gottfried und griff nach der Wurst. Und als er die zweite zur Hälfte verzehrt, entsann er sich, daß er seit gestern mittag nichts gegessen. Wer aber einmal den Erinnerungen die Pforte aufschloß, auf den stürmen sie los; es wird ihm schwer, die Tür wieder zu schließen. Als er die dritte gegessen, wie vieles hatte er sich da entsonnen!

„Ich glaube, ich hab' die Nacht hier gelegen, Kaspar!"

„Das kommt wohl so", sagte der Knecht. „War 'ne schöne Nacht, die Sterne schienen."

„Ja, ich habe gefroren. Hat dir die Frau nicht auch 'nen Morgentrunk mitgegeben?"

„Aber 'ne Gans, 'ne Martinigans; ist hier im andern Kober."

„Gib her. Ist auch 'ne schöne Gegend hier, hast recht."

Herr Gottfried machte die Bemerkung, daß die Martinigans sauer sei, der Knecht aber sagte, es wäre manches im Leben sauer.

Da hatte sich Herr Gottfried wieder auf seinen Ellbogen gelehnt und sah die Sonne an, das Fließ im Grunde und die Kiefern und Büsche, in denen der Wind sich wiegte, und dachte etwas. Wenn Herr Gottfried etwas dachte, nämlich wenn er vorher getrunken hatte, dann ward dem Knecht Kaspar immer bang zumute. Um was mehr, als Herr Gottfried plötzlich ausrief: „In dem Fließ sind sie gewaschen worden." Kaspar war schnell auf den Beinen, und die linke Hand unwillkürlich auf dem Rücken. Diesmal hätte es wohl sein Rücken allein aushalten müssen, denn wer denkt jedesmal, wenn er von Berlin nach Hohen-Ziatz fährt, daß er einen Friesrock unter die Jacke stopfen muß; aber das ist das Dämonische bei den Prügeln wie bei den Schlägen des Schicksals, daß sie in der Regel dann kommen, wenn man sich ihrer am wenigsten versieht. So kam es auch hier, nur umgekehrt. Der treue Knecht krümmte schon den Rücken, um sich in die rechte Lage zu bringen, aber der Herr rührte seinen Arm nicht, vielmehr ließ er die Backe noch tiefer in die Hand sinken, als er in einem Tone sprach, über den der Knecht sich verwunderte: „Siehst du, Kaspar, wenn sie nicht gewaschen hätte, dann wär' all das nicht gekommen."

„Dann wär' das nicht gekommen, Herr!"

„Und was ist nicht alles draus entstanden."

„Und noch viel mehr."

„'s ist ein so gut Weib, Kaspar!"

„Und was für eins!"

„Wenn sie nur nicht alles müßte waschen wollen. Weiß auch gar nicht, wo sie das her hat."

„Die Liese aus Gütergotz sagt, 's muß ihr angetan sein."

„Und grade meine Hosen! Mein Vetter Balthasar auf Wagnitz sagte auch gleich: „Die sehn ja wie neu aus." —

„Ganz wie neu."

„Als sie mich abholten, da war's ihnen schon angetan."

„Angetan —"

„Und der Hedderich hat sie auch an seinem Leib gehabt."

„Daß sie den nicht auch gehängt haben!"

„Und die Schrift mußte ich unterschreiben. Die in Landin sagten, da müßte mich ja der Teufel geplagt haben."

„Das war auch der Teufel, Herr!"

„Will sie auch nimmer von mir tun."

„So ist's recht, Herr."

„Der kluge Schäfer in Spandow hat mir gesagt, mit der Zeit zieht sich's und schiebt sich's wieder zurück."

„Ist mit dem Leder wie mit dem Menschen, Herr. Jung zieht man's, alt schrumpft's ein. Aber 's gibt schon unterschiedlich Leder."

„Kaspar, dem sieht's doch keiner nicht mehr an, daß es im Wasser war."

„Keine Seele, Herr."

„Und seit dem —"

„Haben sie Euch mit sechs Trompetern 'rausgeblasen; ich hört's in Berlin. Das hat Euch mancher Mann beneidet."

„Und die Vettern erst; das hättest du mal sehen sollen!"

„Haben ein Traktament losgelassen. Nicht wahr?"

Herr Gottfried schmunzelte: „Das ging aus einem Haus ins andere. Weiß doch wirklich nicht, wo ich zuletzt gewesen bin. Was sagt denn die Brigitte dazu?"

„I nu, was wird sie sagen? 'ne Stiege Gänse haben wir in den Rauchfang gehängt. Die Agnes haben wir nach Spandow gebracht."

„Die Agnes, ach, das liebe Kind!"

„Die wird fromm werden. Nu schlachten wir auch bald die Schweine."

„Bin doch kurios zu wissen, wie's daheim geht." Damit war Herr Götz aufgestanden und der eine Fuß saß schon im Steigbügel. „Wie lange bin ich denn eigentlich fort, Kaspar?"

„In einer Stunde sind wir zu Haus, Herr!"

„In einer Stunde, kurios!" sagte Herr Gottfried, und saß nun ganz im Sattel. „Viele Stunden die machen einen Tag, und viele Tage einen Monat, und viele Monate ein Jahr, und was machen nun viele Jahre! 's ist doch kurios, Kaspar, wenn man so das denkt. Manchmal ist mir doch, als wären viele Jahre nur wie eine Stunde, und dann ist mir wieder, als wäre eine Stunde wie viele Jahre."

Dem treuen Knecht war recht bang zumute, als sie so nebeneinander, der Herr ritt und er kutschierte. Daß der Herr ihn nicht geprügelt hatte, das war schon sonderbar. Und jetzt ritt er so versenkt in sich und dachte, und dachte laut. Der Knecht dachte, ach wenn's mit dem guten Herrn zu Ende ginge!

Da sah Herr Gottfried plötzlich seine Handschuhe an und steckte den Daumen in den Mund und schüttelte den Kopf: „Kaspar, Kaspar! Mir fällt was ein."

„Das auch noch! Da 's ist richtig." Kaspar wischte sich das Auge.

„'s ist richtig! Kaspar, 's kommt schlimme Zeit."

„I, warum nicht gar! Die Kraniche flogen ja über unser Haus."

„Krieg, Aufstand gibt's, sie rüsten, ich muß mit. Ach, nu kommt das alles 'raus. — Wo waren wir doch letzte Nacht? — Richtig, richtig! Die blanken Schwerter kreuzweis über den Bechern. Der Totenkopf auf dem Tisch. Der Köpkin hielt meinen Arm, als ich schwor. Der Wulf, der konnte nicht mehr stehen, da biß er in den Handschuh, daß er sich's entsänne, wenn er aufwachte. Ich biß auch. — Ja, ja, 's ist alles so."

„Hab' auch 'von gehört, sie sind wolfstoll um den Lindenberg. — Ihr müßt also auch mit, wenn's losgeht?"

„Mit!"

„Der Kurfürst ist ein starker Herr. Wer ihn anbellt, den beißt er."

„Sie werden auch beißen." Die kriegerischen Gedanken schienen sich in dem Ritter zu sammeln.

„Unter Wölfen muß man mitheulen. Na, vielleicht kommt's nicht dazu."

Der Ritter stützte das Kinn mit der Hand: „Vielleicht! Wollen ihn beim Freigericht verklagen, daß er einen Edelmann darum —. Wenn das es auf sich nimmt — sonst, sonst Kaspar, da werden wir die Knochen rühren müssen, da wird's Ernst werden. Alle Heiligen, da dürfen wir nicht mehr schlafen. Kaspar, verstehst du mich; das dürfen wir der Frau nicht sagen."

IX.

Jochimken, hüte di!

„Ich stach in ein Wespennest. Ich weiß es. Heran! Hier ist mein Arm, hier meine Brust, mein Gesicht ist frei. Ich will ihnen auch ins Gesicht sehen. Warum haben sie nicht den Mut! Was schwirrt es nur wie Käfer in der dunstigen Luft! Ihre Väter haben es doch gewagt, es galt eine größe Frage. Gott entschied für meine Väter. Warum geht ihnen der Atem ihrer störrischen Vorfahren aus? Es muß schlechter um ihr Bewußtsein stehen als um ihr Recht."

So sprach der Kurfürst und ging mit hastigen Schritten auf und ab. Er war allein; der Kammerdiener, der die Lichter angezündet, eilte, daß er wieder hinauskam. Der Fürst liebte niemand um sich in dieser Stunde.

Aber noch eben hatten die Bürgermeister der beiden Städte und einige Ratsherren im Zimmer gestanden.

„Auch diese Bürgerherren, ich will es glauben, sie lieben mich; ich tat ihnen ja noch nichts wie meine Vorfahren, aber warum denn nicht heraus mit der Sprache! Warum diese dunkeln, ungewissen, scheuen Andeutungen? Fahre ich mit einer Frage, einem Wort, einem Blick drein, stäubt's auseinander wie der Rauch vorm Winde, und erstarrte Ehrfurcht zittert vor mir, der das Wort im Munde gefror, sie wissen nichts."

„Wenn sie auch wüßten, der Mut ging ihnen aus. — Auch für ihren Fürsten, weil er gegen ihn ausgegangen? Haben so die trägen Jahre gezehrt, hat so das Fett sie eingeschüchtert. Allmächtiger Gott, ich weiß es ja, daß ich eine große Sendung übernahm, dieses verwüstete Land zu sittigen, daß ich tief einschneiden muß in das Fleisch, Wunden gibt es. Hat die alte Wüstheit ein Recht für sich, warum tritt sie nicht auf, warum ficht sie nicht offen. Mann gegen Mann mir gegenüber. Ich liebe einen tüchtigen Widerstand, der meine eigene Kraft stählt, einen großen, ehrlichen offenen Kampf, wo Gott entscheidet. Wenn sie siegten —"

Er schwieg bei sich. Ob er sich doch nicht zutraute, wenn sie siegten, dem Gottesurteil sich zu unterwerfen! Auch der Tapferste liebt es nicht, besiegt zu werden.

„Und auch das noch!" rief er, das fürstliche Siegel, das sein Wappen enthielt, auf einem Schreiben erbrechend, welches der Furier hereingebracht. Der Brief war von seinem Oheim, dem Markgrafen Friedrich dem Älteren von Bayreuth.

„Wieder Warnungen, Anmahnungen! — Ein Graf von Giech! — Herr Graf von Giech, Euren alten Adel, Euer schönes Stammschloß auf den fränkischen Bergen in Ehren, in Ehren auch den Botschafterposten meines erlauchten Ohms, aber ich werde mit Euch märkisch reden. Wenn mein Ohm, Euer Herr, als ich bei meines Vaters Tode ein Knabe war, mich für verständig genug hielt, daß ich das Regiment auch ohne Vormund führe, so erwägt, daß ich durch Jahre und Erfahrung älter ward und keinen Hofmeister aus der Fremde bedarf.— Er mag kommen, der Herr Graf von Giech!"

Der Fürst warf das Schreiben auf den Tisch und sich in den Sessel. Seine Augen flogen durch das Dunkel des gewölbten Zimmers.

„Wer hat mich angeklagt? Wer rief nach Franken um Hilfe? Der Brief ist stumm. Und wenn ich den Herrn Grafen fragen werde, wird er wie die Bürger antworten: Man sagt, man meint. O diese namenlose Angeber, diese dunkle Macht des Gerichtes, diese Fledermäuse, in dunstigen Gewölben! Alle sind es, aber keiner. Sie grollen alle, aber wen ich ansehe, warum zeigt mir denn keiner die Zähne? — Warum verziehn sich die Runzeln in ein freundliches Grinsen, warum überstottern sie sich in Ehrfurchtbeteuerungen! Es ist ja möglich, daß ich irrte, ich bin ein Mensch, jung; möglich, daß ich zu rasch gehandelt, mich hinreißen ließ — wenn sie Mut hätten, wenn ihre Sache gut wäre wie meine, warum ist denn nicht ein einziger, der es wagt, mir vor die Stirn zu treten, der es ausspricht? Ich könnte zürnen, auffahren, strafen. Nun, wagt das keiner um eine gute Sache! Wagt keiner sich selbst zu opfern um was ihm heilig ist? — Ich will mit ihnen fertig werden, mit ihnen allen, ich allein!"

Im Zimmer verbreitete der große schwarze, mit vielen künstlichen Figuren ausgelegte Ofen eine dunstende Wärme. Joachim riß das Fenster auf, um frische Luft zu schöpfen. Es kam auch da nichts Frisches herein. Ein Dampf lagerte über der Stadt, die Spree floß träg zu Füßen der Mauern, kaum daß ein paar Sterne sich matt in ihrem schwarzen Wasser spiegelten. Wenige gingen über die Brücke. Nur drüben an dem sumpfigen Ufer hielt ein Mann mit zwei Reitpferden. Ein anderer, in einen Mantel verhüllt, einen Federhut auf dem Kopf, sprach mit ihm. Dann schritt dieser über die Brücke nach dem Schlosse zu; nach einer Weile folgte ihm der Mann mit den beiden Pferden. Es schien dem Fürsten, als wenn er die Tiere vorsichtiger führte, als es sonst Art ist.

Der Anhauch der Luft hatte sein Blut nicht erfrischt, als Joachim sich wieder an den Schreibtisch setzte. Er las, er schrieb, aber seine Gedanken flogen abwärts. Er dachte an seinen Oheim Friedrich, dessen Schreiben vor ihm lag. Wie glücklich war der in seinem glücklichen Oberlande, in den grünen Bergen, wo die muntern Bäche plätschern, die Tannen an den Abhängen rauschen, die Morgensonne die schönen Schlösser auf den Höhen anglüht. „Ach, wären wir dort geblieben! Welche saure Arbeit wäre uns erspart! — Aber auch eine ehrenvolle Arbeit minder", antwortete er sich und langte wieder aus dem Pult das Testament des Vaters. Er las es und las es. „Ich arbeite ja nur in deinem Dienst, auf deinen Befehl."

Das Pergament war wieder verschlossen, und Joachim schrieb und blätterte in den Schriften vor ihm, bis die dunkeln Gedanken abermals ihn zu übermannen schienen. Er legte die Feder weg und seinen Kopf in die Lehne.

„Und grade zum heiligen Weihnachtsfest! Ich hatte mich nimmer so gesehnt, es in stiller Weihe zu begehen, als dieses Jahr, um mich würdig vorzubereiten auf das große Werk in Frankfurt. Wenn nach Neujahr der Abt, mein Freund, wie er versprochen, kommt —"

Er hielt sich das Gesicht mit beiden Händen: „Mein Freund! — Wer ist denn mein Freund! Der ist ein Freund meines Wissens, meines Strebens, der der Ehren, die ich ihm zuwende, der ein Hund an der Kette, der wedelt mich an aus Furcht, daß ich ihn schlage. — Ich habe keinen Freund! — Lindenberg, dein Tod ist gerächt. So schnell hast du recht gewonnen. Ein Fürst, der niemand mehr traut als sich, ist dem Gesindel anheimgefallen, sprachst du. — Ich traue ja niemand mehr — sie alle schleichen, alle nur der Widerhall meiner Worte. Und wenn sie stumm sind, auf welchen langen Leichenzug verbrecherischer Gedanken muß ich lauschen! — Du klagst mich an. Hörst du auch meine

Klage. — Aber ich hätte milder sein können gegen mich, ich hätte mich selbst täuschen sollen, daß mir die süße Melodie deiner Worte länger vor den Ohren klänge! Deine Tat hätte ich gutmachen können, nur um dich mir zu retten. Du warst ja nicht mehr gefährlich. Die Spieluhr, die mir vor den Ohren summt, belügt mich ja nicht. Sie singt, wie ich sie stimmte. Und ist es denn ein Verbrechen, einer Lüge horchen, die uns nicht mehr täuschen kann? Sind sie immer Gift? Vielleicht wohltätiges Gift, Balsam auf verharschende Wunden, die unter der rauhen Hand der Wahrheit wieder aufgehen und von neuem bluten. Allmächtiger Gott, was ist die Wahrheit, nach der wir ringen?"

Er schauderte zusammen: „Wenn ich ihnen allen ins Herz schaute, ihre Gedanken vor mir lägen wie ein offenes Buch! — Bewahre mich der Herr vor dem Entsetzlichen. Wir hätten in diesem unruhvollen Leben keinen ruhigen Augenblick. Geharnischt müßte ich mich auf mein Lager werfen, und wenn ich aufspringe, das Richtschwert zücken! Wohltätiger Nebel, den er über unsre Augen goß, nur so viel Licht uns schenkend, als wir ertragen mögen! Ja, was die Sterne uns vertrauen, das ist wahr. Darin zu lesen vergönnte er aber nur wenigen und weniges. Das andere ist Spiel! Ich haßte das Spiel, und doch — ich wollte, daß es mehr Spiel gäbe, mehr süße, liebliche Täuschung, nur auf Augenblicke die Wirklichkeit zu vergessen."

Die ungeputzten Kerzen brannten nur dunkel. Es war totenstill. Von den Türmen schlug es Mitternacht. Der Fürst lag zurückgelehnt in seinem Stuhle.

„Es ist zu spät, es ist geschehen", murmelten seine Lippen, sein Auge schloß sich, aber vor dem inneren traten die Gestalten auf, die ihn allnächtlich heimsuchten. Seine Brust bebte, sein Arm hob sich etwas, die Hand preßte sich krampfhaft zusammen. Er sah den Geist des Ritters, die Wendeltreppe kam er herauf, er schritt durch den langen Gang.

„Warum, warum immer mit den hohlen Augen, Lindenberg! Klagst du die Raben an oder mich? Dein Auge war so glänzend. Ich riß es dir ja nicht aus. Was schleichst du wie auf Diebessohlen! Was stehst du an der Tür?"

Die Erscheinung verschwand nicht. Es war wohl etwas mehr als die Vision, die aufgeregten Sinne wurden tätig. Er hob sich, auf die Armlehne gestützt, wie ein Lauschender. Plötzlich ein Schrei, er sprang auf: „Maria, Joseph, was ist das!"

Joachim riß die Augen auf. Er hörte deutlich einen streichenden Ton an der Tür, ein Kratzen; dann ein Fall, wie ein leichter Körper auf die Fliesen des Bodens; dann Tritte wie eines hastig Forteilenden. Er wollte nach der Klingelschnur greifen, das wäre zu spät geworden. Den Armleuchter ergreifend, stürzte er nach der Tür und riß sie auf. Am Ende des langen Korridors verschwand eine dunkle Gestalt. „Mörder!" wollte der Fürst rufen; die Stimme versagte ihm. — Das Licht der Kerzen beleuchtete etwas Weißes an der braunen Nußbaumtür. Die Kreide, mit der die Schrift geschrieben, lag am Boden. An der Tür standen die Worte:

Jochimken! Jochimken, hüte di!
Kriegen wi di, so hangen wi di!

(Fortsetzung folgt.)

Herr Rastipol in Monte Carlo.

Skizze von **Karl Fr. Nimrod.**

Es war schon Mitternacht, als der Präsidialrat Stellmacher aus Bautzen, der seinen Urlaub diesmal an der Riviera verbrachte, aus dem Kasino trat, um einen der letzten Züge von Monte Carlo nach Nizza zu erreichen. Stellmacher hatte nicht gespielt, sondern sich mit stillen und, so meinte er, nicht reizlosen Beobachtungen in den Spielsälen begnügt und dann in einer dämmerigen Ecke des Vestibüls eine Flasche alten Pommard getrunken.

Ein kühler Wind, vom Meere kommend, ließ den heißen Tag vergessen. Der Rat blieb stehen, um sich eine Zigarre anzustecken, als aus dem Schatten der Palmen ein Herr auf ihn zutrat und höflich den Zylinder lüftete.

„Mein Herr", sagte der Fremde im Französisch der Angelsachsen, „ich habe Sie beobachtet. Sie spielen nicht. Das ist eine Tugend. Mir fehlt sie leider ganz und gar. Deshalb komme ich zu Ihnen!"

„Wer — —?"

„Rastipol heiße ich, James Rastipol", unterbrach der Mann den Präsidialrat. „Halb Amerikaner, halb Franzose. Hatte früher viel Geld. Alles verspielt! Alles!"

Der Rat mußte wider Willen lachen: „Soll ich Sie etwa sanieren? Mein Herr, ich bin kein Bankier, sondern ein schlichter Urlaubsreisender ohne große Mittel."

„Bin im Bilde. Vollkommen." Und leiser: „Ich habe ein Geschäft für uns beide . . ."

„Bedaure, ich bin kein Geschäftmann, sondern Beamter. Außerdem habe ich keine Zeit. Ich muß noch nach Nizza."

„Um 1,20 Uhr geht erst der letzte Zug, mein Herr. Bitte, hören Sie mich an, mein Leben hängt davon ab!"

Stellmacher war kein Unmensch und sah sich den Mann genauer an. Der war gut gekleidet und hatte kein unsympathisches Gesicht.

„Nun, so reden Sie!" sagte der Rat fast wohlwollend.

Herr Rastipol dämpfte seine Stimme: „Leihen Sie mir bitte 10 Franken. Bis morgen früh. Wenn mein Plan gelingt, zahle ich Ihnen das Geld mit mindestens dem Tausendfachen zurück . . ."

„Und wenn Ihr Plan nicht gelingt?"

„Dann vermache ich Ihnen meinen Anzug und meinen Revolver. Beides brauche ich für den Fall des Mißlingens nicht mehr!"

„Nun, nun!" sagte der Rat ein wenig erschrocken. Und dann griff er zur Geldtasche. Er war zwar sparsam veranlagt, aber er wollte den Mann los sein und reichte ihm deshalb einen Zehnfrankenschein.

Der Fremde nahm hastig und erging sich in Dankesworten. „Wohin darf ich Ihnen den Gewinn bringen?"

Der Rat mußte hellauf lachen: „Hotel Bristol, Zimmer 16."

„Danke sehr, mein Herr. Sie hören von mir. Gute Nacht!"

Eilends lief Herr Rastipol den schattigen Weg hinunter und verschwand im Atrium des Kasinos.

Der Rat schüttelte den Kopf, sog kräftig an seiner nahezu erkalteten Zigarre und ging zu seinem Zug.

*

Als Stellmacher am nächsten Morgen auf seinem Zimmer frühstückte, brachte der Kellner einen Herrn. Es war Herr Rastipol. Er trug einen taubengrauen Anzug aus feinstem Gabardinestoff, im rechten Auge stak ein goldgerändertes Monokel, und der Ebenholzstock mit dem Silberknopf war sicher auch nicht billig gewesen.

„Nanu?" sagte der Rat und erwiderte erstaunt den freundlichen Gutenmorgengruß. Herr Rastipol nahm Platz, zog aus der linken Brusttasche ein Papier, aus der rechten ein Scheckbuch und legte beides vor sich auf den Tisch. Der freundlichen Aufforderung Folge leistend, nahm der Präsidialrat das Papier und las. Es war ein Briefbogen der Rivierabank mit der von zwei Direktoren unterzeichneten Bestätigung, daß Herr James Rastipol dort über ein Guthaben von 15 Millionen Franken verfüge.

Dem Lesenden blieb der Mund offen stehen. Rastipol sah dies Erstaunen mit Vergnügen und beeilte sich, zu erklären: „Habe noch einmal gespielt. Setzte Ihre 10 Franken beim Roulette auf Null, gewann und ließ den jeweiligen Gewinn dreimal stehen. Für Null fünfunddreißigfache Auszahlung in jedem Fall ergibt den Betrag von 15 Millionen und einigem Kleingeld. Um 2 Uhr hatte ich die Bank gesprengt und bekam den Scheck, der mich zum fünfzehnfachen Millionär machte. Der Generaldirektor der Revierabank war persönlich anwesend, bestätigte mir die Richtigkeit und stellte mir sein Portefeuille zur Verfügung. Ich setzte die ganze Bude unter Sekt. Wir haben die Nacht durchgemacht. Heute schon verlasse ich Monte Carlo und Nizza. Gestatten Sie, daß ich . . ."

. . . und er legte vor den Rat einen Scheck über 50 000 Franken. Dann stand er auf. „Nochmals besten Dank", sagte er und schüttelte die Hand des völlig Verdutzten. Dann ging die Türe und Stellmacher war allein. Drunten sprang ein Automotor an und verratterte in der Ferne.

Nachdem der Rat den Scheck eine halbe Stunde oder auch länger betrachtet hatte, ging er damit zur Bank. Jawohl, dort war alles in Ordnung. Stellmacher ließ das Geld auf seinen Namen eintragen und ging zum Kasino. Dort bestätigte man ihm Herrn Rastipols Erzählung. Der neugebackene Multimillionär selbst war nirgends zu finden. Durch die erhaltenen Auskünfte beruhigt, ging der Rat zur Bank und ließ sich 50 funkelnagelneue Tausender auszahlen. Das Geld war auf einwandfreie Art erworben und nirgends stand etwas davon, daß es Präsidialräten verboten sei, ihr Privatvermögen oder Teile desselben gewinnbringend anzulegen. Nichts anderes hatte Stellmacher mit dem Zehnfrankenschein getan.

Am Abend — andern Tags wollte Stellmacher nach Deutschland zurück — wurde ein Paket für ihn abgegeben. Es enthielt ein Etui mit einer wunderbaren goldenen Uhr nebst Kette. Die Uhr war mit Brillanten besetzt und mochte ein kleines Vermögen gekostet haben. Ein Zettel lag auch dabei, und auf ihm stand zu lesen:

„Mit eigener Jacht auf der Reise nach Honolulu übersende ich Ihnen zum Andenken diese Kleinigkeit. Nehmen Sie es bitte nicht als Beleidigung, wenn ich Ihnen nun

wahrheitsgetreu den Grund angebe, warum ich gerade Sie um ein Darlehen anging. Tags zuvor hatte mir eine alte, schmutzige Zigeunerin geweissagt: Pump dir Geld von dem, der im Saal das einfältigste Gesicht hat, und du wirst gewinnen. Nicht wahr, Sie sind nicht böse? Ihr dankbarer James Rastipol."

In Anbetracht der 50 Tausender und der kostbaren Uhr war der Rat auch wirklich nicht böse.

Nur sein Gesicht hat er über eine Viertelstunde lang im Spiegel betrachtet.

Hirn und Herz.

Von Geheimrat Dr. Alfred Biese, Frankfurt a. M.

Das umfassendste Lob, das wir über einen Menschen aussprechen können, legen wir in dem Satze nieder: Er hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. Wer nämlich nur das eine in besonderem Maße unter Ausschluß des anderen besitzt, bietet nicht ein „Ideal" (Wunschbild) dar. Wer in ausgeprägter Weise ein Mann des Kopfes, ein Hirnmensch ist, der mag durch Scharfsinn, Klugheit, Umsicht, Vorsicht hervorragen, aber wir werden nicht warm bei ihm, ja es fröstelt uns bei dieser überlegenen Kühle, die ihre Wurzel in der Selbstsucht hat. Wer jedoch ein Mann von Herz ist, dem fliegen auch unsere Herzen zu, aber wo Licht ist, ist auch Schatten. Solche Gefühlsmenschen sind leicht empfindlich, reizbar, empfindsam, sentamental. Sie tragen am Leben schwer. Das volle Glück liegt nur in der Harmonie beider Geisteskräfte. Das Hirn muß vom Herzen erwärmt, das Herz vom Hirn gekühlt werden. Es gab Völker, die uns als Vertreter beider Richtungen gelten können. Die Griechen hatten Geist, Herz, Gemüt, Phantasie mit allen günstigen und ungünstigen Gefolgserscheinungen. Aber sie haben in der Politik, die Sache des kühlen Kopfes und eines festen Willens ist, Schiffbruch gelitten. Die Römer waren anders geartet. Ihre ganz besondere Veranlagung beruhte in der Staatskunst, in der Erfassung weltumspannender Fragen, deren Lösung zur Weltbeherrschung führte.

Wir Deutschen müssen von Griechen und Römern lernen. Wir neigen zu phantastischem Grübeln, zu Vertrauensseligkeit, Empfindsamkeit. Ein Kennzeichen unserer heutigen Kunst ist, wohin wir blicken, auf Musik, Roman, Lyrik usw., das Überwiegen der Gehirnarbeit, die das Herz leer ausgehen läßt.

Es bleibt immer dabei, daß die besten Gedanken aus dem Herzen kommen, und daß die tiefsten Gefühle der Regelung des Verstandes bedürfen, daß Begeisterung und Besonnenheit, Herz und Hirn einen engen Bund schließen müssen, um ein Vollendetes hervorzubringen. —

Von der nördlichsten Kirche der Welt.

In diesen Tagen jährt sich der 25. Todestag des berühmten schwedischen Polarforschers Adolf Erik Freiherr von Nordenskjöld, der bekanntlich in den Jahren 1878/79 die Nordküste Sibiriens umsegelte und damit das Problem der Nordost-Passage endgültig löste, und fast gleichzeitig kommt, wie „Berlinske Tidende" meldet, aus Neuyork die Kunde, daß die nördlichste Kirchengemeinde der Welt beabsichtigt, dem Entdecker der Nordwest-Passage nach China, dem dänischen Kapitän Jens Munk, eine Gedächtnistafel zu errichten.

Die Kirche selbst steht in der Nähe der Hudsonbucht an einer Stelle, wo sich die ersten dänischen Kolonisten im Jahre 1619 angesiedelt hatten. Jens Munk taufte diesen amerikanischen Landstreifen nach der Besitzergreifung „Nova Dania" („Neu-Dänemark"), doch ging diese schwache Siedlung später in englische Hände über und heißt seitdem Churchill. Mit den Segelschiffen „Enhjörningen" und „Lampreven", die zur Kriegsflotte des Königs Christian IV. von Dänemark gehörten, hatte Munk seine kühne Expedition unternommen und war wohlbehalten bis zur Hudsonbay vorgedrungen, als ihn das Schicksal ereilte. Die Besatzung zählte 64 sturmerprobte Leute auf beiden Seglern. Davon starben unterwegs 62 an Skorbut in ewigem Eis und Schnee, und nur der eisernen Energie Kapitän Munks gelang es, nach unsäglichen Strapazen mit zwei Getreuen die dänische Küste lebend zu erreichen.

Unter der Besatzung befand sich auch ein Priester namens Rasmus Jensen aus Aarhus, der als erster dänischer Geistlicher in Amerika predigte und starb. Auch die Erinnerung an ihn wird die Tafel verewigen. Zwei Jahrhunderte nach dieser Forschertragödie (1820) hielt an gleicher Stelle John West die erste Andacht in englischer Sprache, und einer seiner Nachfolger, der als Bischof in der Hudsonbucht starb, erbaute hier mit Subsidien, die ihm aus England reichlich zuflossen, „die nördlichste Kirche der Welt".

Churchill ist heute ein kleiner, unbedeutender Hafen- und Handelsplatz und wird fast ausschließlich von Eskimos und Indianern bewohnt. Der karge Sommer währt dort nur zwölf Wochen. Während der übrigen neun Monate jedes Jahres herrscht jene grimmige Kälte, deren beklagenswerte Opfer die meisten Teilnehmer der Munkschen Expedition wurden.

—ag.

Napoleon in Aschaffenburg.

Von Walter Gelmar.

Nach dem Kongreß zu Erfurt kam Napoleon auf der Rückreise durch Aschaffenburg, und es war befohlen worden, daß alle Zöglinge sämtlicher Lehranstalten auf dem Wege zum Schlosse aufgestellt sein sollten, wo der Kaiser Quartier zu nehmen gedachte, um ihn mit Hochrufen zu empfangen.

Der Kaiser fuhr die lange Front entlang. Am äußersten rechten Flügel herrschte vollständige Ruhe, während die anderen Zöglinge die vorgeschriebenen Hochrufe ausbrachten. Der Adjutant Napoleons sah in dem schweigenden Verhalten des rechten Flügels eine verabredete Demonstration der Feinde Frankreichs und stellte den Bürgermeister darüber zur Rede:

„Wer hat den jungen Leuten das Stillschweigen auferlegt?"

Aber der Bürgermeister antwortete ruhig: „Der liebe Gott! Sie sind die Zöglinge der Taubstummenanstalt!"



Bunte Chronik

* **Der Entfettungsdirektor.** In London ist soeben Mister Auer eingetroffen, laut Visitenkarte Amerikanischer Entfettungsdirektor von 70 Entfettungs-Anstalten. Laut einem Interview, das er Londoner Reportern gewährte, genügt es für jeden Menschen, wenn er im Jahre einmal zwei Wochen lang eine solche Entfettungsanstalt aufsucht, in denen weder mit Diät noch mit Gymnastik, sondern nur mit Stählung des Willens und physischer Einwirkung (?) gearbeitet werde. Auf diese Weise könne man sein Gewicht jederzeit auf ein gewolltes und gewünschtes Maß zurückschrauben, ohne hungern zu müssen. „Ich selbst", sagte Mister Auer, „habe auf diese Weise mein Gewicht von 286 auf 184 Pfund reduziert." Wir sind überzeugt, daß Mister Auer aus Reklamerücksichten mindestens 50 Pfund hinzugelogen hat.

*

* **Ungeheuerliche Einkommen.** Eine amerikanische Zeitschrift, die „Motion picture classic" befaßt sich in einem Artikel mit dem Einkommen der amerikanischen Filmstars. Die Einkünfte sind geradezu schwindelerregend. Man urteile nur: Harold Lloyd 2 000 000 Dollars; Charlie Chaplin 1 500 000 Dollars; Douglas Fairbanks 1 200 000; Mary Pickford 1 000 000; Gloria Swanson 1 000 000; Norma Talmagde 1 000 000; Tom Mix 780 000; Thomas Meighan 500 000; Lilian Gish 500 000; John Barrymore 400 000 Dollars. Die höchsten Wochenbeträge wurden bezahlt an: Collen Moore 8000 Dollars; Buster Ceaton 4000; Pola Negri 4000; Buck Jones 4000; Pauline Frederiks 3500; Raymond Griffith 3000; Wallace Beery 3000; Lou Chaney 3000; Milton Sils 2500; Adolphe Menjau 2500; Ramon Novarre 2000; Charlie Ray 1500; Norma Shear 1500; Irene Rich 1350; Betty Bronsen 500; Sally O'Neil 300 Dollars. Es ist bedauerlich, daß man danach die Einkommen der großen Gelehrten, Künstler und Schriftsteller nicht bewerten kann.

*

* **Affen viermal stärker als Menschen.** Ein amerikanischer Gelehrter John Baumann hat im Tiergarten in Baltimore durch Proben festgestellt, daß Schimpansen und Orang-Utans viermal stärker sind denn Menschen. Ein weiblicher Schimpanse zeigte, während er an einem Tau zog, das mit einem Dynamometer verbunden war, 630 Kilogramm Kraftanspannung. Ein anderer Affe wußte den Zeiger auf 423 Kilogramm zu bringen, indem er nur mit einer Hand an dem Tau zog. Männer von mittlerer Stärke konnten mit einer Hand nicht weiter kommen als bis 105 Kilogramm, mit beiden Händen bis 245 Kilogramm. Durch vergleichende Feststellungen ist Professor Baumann zu dem Schluß gekommen, daß die Kraft eines Menschen verglichen mit seinem Gewicht größer ist als die von Insekten (auch von Ameisen). Stärker als die Menschen sind die fleischfressenden Tiere, die großen Affen und — der Maulwurf.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.